

Die evangelische Kirche und das geistig-geistliche Erbe der Vertriebenen

VON CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT*

Am 30. Juni 1946, vor dem Hintergrund der täglich abgehenden Bahntransporte mit den noch verbliebenen Resten der deutschen Bevölkerung, kurze Zeit auch vor seiner eigenen Ausweisung, hielt Stadtdekan Joachim Konrad (1903-1979) in der St. Elisabethkirche zu Breslau die letzte evangelische deutsche Predigt. Er legte ihr die bekannten, an Abraham gerichteten Worte aus dem 1. Buch Mose 12, 1-2 zugrunde: *Gott sprach: Gebe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volke machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und sollst ein Segen sein.* Konrad sprach in dieser Predigt aus, was alle wussten: Es geht um den Abschied aus der Heimat für immer. Wir gehen in eine Zukunft, die niemand kennt und in der wir, wo wir auch hinkommen, unerwünscht sein und es schwer haben werden. Aber – fügte er hinzu: *„Wir kommen nicht nur als die, die den Brüdern drüben das letzte Brot wegessen wollen und als unangenehme Eindringlinge ihre letzte Kammer besetzen. Allerdings, wir kommen arm und elend genug an, aber als Menschen, denen Gott in den Zeiten schwerster Not besonders nahe gekommen ist, und darum als Menschen, die etwas zu bringen haben. Wir haben es in besonderer Weise erfahren dürfen, was in Brand und Chaos und völliger Rechtlosigkeit allein hält. Wir waren und sind in unsern schwersten Stunden allein auf Gott geworfen und wissen nun aus einer schicksalhaften Gewissheit: Dieser Grund trägt! Wir haben es erlebt, was es heißt, Kirche unter dem Kreuz zu sein, und haben darin einen unaussprechlichen Reichtum gefunden. Davon können und wollen wir nicht mehr lassen, und dort liegt unsere Mission“*.¹

Unabhängig und unter den damaligen Umständen mit Sicherheit auch ohne Wissen voneinander erklärte nur drei Wochen später, am 24. Juli 1946, der „Konvent pommerscher Pfarrer in der westlichen Zone“ in einer Resolution an den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD): *„Die Gemeindeglieder der pommerschen Kirche kommen aus ihrer verlorenen Heimat*

* Vortrag auf dem Kirchentag der „Gemeinschaft ev. Schlesier (Hilfskomitee) e.V.“ am 28. Juni 2003 in Goslar.

1 Joachim Konrad, Letzte evangelische und deutsche Predigt in der St. Elisabethkirche. In: Dietmar Neß (Hg.), Flüchtlinge von Gottes Gnaden. Schlesische Predigt 1945-1952, Würzburg 1990, S. 87-95, hier S. 91f.

mit leeren Händen und verwundeten Herzen, aber auch mit einem in Trübsalsgut erworbenen Schatz herrlicher Glaubenserfahrungen und altbewährten Reichtum kirchlichen Lebens und kirchlicher Sitte. Sie klopfen an die Türen der Gemeinden und Kirchenleitungen im Westen, um Gesinnung und Tat christlicher Liebe zu erbitten, aber auch um Zeugnis abzulegen von dem lebendigen Gott und seiner Gnade, der ihnen ‚bis hierher‘ geholfen hat. Gott hat eine einzigartige Begegnung zwischen den Gliedern der östlichen und westlichen Kirchen bewirkt“.²

Auch nach über einem halben Jahrhundert zeigen diese Aussagen nicht nur eine realistische Bescheidenheit, wie sie Flüchtlingen, die mit fast nichts irgendwo ankommen und um Aufnahme bitten, wohl ansteht, sondern auch ein geistliches Selbstbewusstsein, das sich auf die Glaubenserfahrungen in den durchlebten Notzeiten stützt und bereit ist, diesen inneren Reichtum nun auch in die neuen Verhältnisse einzubringen, damit aus dem Zusammenbruch Deutschlands, aus dem Gericht Gottes, das über unser Volk gegangen ist, etwas Neues, Gutes, Gesundes hervorgeht. Joachim Konrad hielt die Vertriebenen geradezu für die Speerspitze der Erneuerung. Sie werden von Gott in die anderen Teile des deutschen Reiches geschickt, damit sie diese „Mission“ erfüllen:

„Sollte es nun nicht einen Sinn haben, dass die Schlesier in die Städte und Dörfer des Reiches verstreut werden als Boten und Apostel einer Besinnung auf das Letzte, Entscheidende? Man verstehe das nicht anmaßend! Nicht, dass wir klüger wären oder frömmere, oder dass wir unserer Eigenart eine verkehrte Wichtigkeit beilegen möchten; sondern als die nunmehr am härtesten Betroffenen, als die Menschen des Grenzlandschicksals, ruft Gott uns in seine Aufgabe. Wir sind durch ein Stirb und Werde hindurchgegangen, das wir uns nicht erwählt haben. Aber Gott hat zu uns gesprochen, und dieses Wortes Zeugen dürfen und sollen wir sein“.³

Es waren Vertriebene, die das sagten. Sie waren es, die auf eine Erneuerung der Kirchen hofften. Aber wurden diese Hoffnungen auch von den anderen, den nicht Vertriebenen geteilt? Konnten sie sich, von heute aus zurückgesehen, überhaupt erfüllen? Oder anders gefragt: Haben die aufnehmenden Kirchen damals eine Chance verpasst? Haben sie angesichts der bei ihnen einströmenden Vertriebenen versagt? Dieser Frage soll hier unter der Überschrift „Die evangelische Kirche und das geistig-geistliche Erbe der Vertriebenen“ in drei Schritten nachgegangen werden.

2 Hartmut Rudolph, *Evangelische Kirche und Vertriebene 1945 bis 1972*, Bd. 1: Kirchen ohne Land. Die Aufnahme von Pfarrern und Gemeindegliedern aus dem Osten im westlichen Nachkriegsdeutschland: Nothilfe – Seelsorge – kirchliche Eingliederung, Göttingen 1984; Bd. 2: Kirche in der neuen Heimat. Vertriebenenenseelsorge – politische Diakonie – das Erbe der Ostkirchen. Göttingen 1985. Zitat Bd. 1, S. 182.

3 Joachim Konrad (wie Anm. 1), S. 92f.

Dabei ist das Interesse auf die Herausarbeitung der grundlegenden Entwicklungslinien gerichtet, nicht so sehr auf eine neuerliche Aufbereitung bereits bekannter Details. Für Letztere muss auf die weiterführende Literatur verwiesen werden.⁴

I. INTEGRATION STATT ERNEUERUNG

Über die geistig-geistliche Verfassung der deutschen evangelischen Kirchenmitglieder am Ende des Zweiten Weltkrieges gibt es keine gesicherten Erkenntnisse. Dieses Desiderat kirchengeschichtlicher Forschung wird uns wohl auch noch eine Weile erhalten bleiben. Sicher ist aber, dass es am Ende von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg in Deutschland eine Bußbewegung nicht gegeben hat. Die Gottesdienste wurden stark besucht. Den Kirchen wuchs in dem Vakuum, das der Nationalsozialismus hinterlassen hatte, ein deutlich steigendes Ansehen zu. Sie wurden wieder öffentlich gefördert und unterstützt, und zwar nicht nur von den Besatzungsmächten, sondern auch von den neuen politischen und kulturellen Eliten in Deutschland, wie auch durch die Ökumene.

Aber eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit dem Irrweg des deutschen Volkes oder gar mit den Verbrechen, die im deutschen Namen unter der Führung der Nationalsozialisten begangen worden waren, hat damals⁵ nur in kleineren Gruppen in Kirche und Gesellschaft stattgefunden. Die Reaktionen auf das „Stuttgarter Schuldbekennnis“ beleuchten das schlaglichtartig. Sie zeigen, dass es eine weit verbreitete Bußunfähigkeit und Bußunwilligkeit gegeben hat.⁶ So dürfte es nicht falsch sein, zu sagen: Der Zusammenbruch des Jahres 1945 ist in weiten Teilen der evangelischen Kirche nicht als Heimsuchung, nicht als Gericht Gottes angesehen und

4 Neben Hartmut Rudolph (wie Anm. 2) sei hier besonders hingewiesen auf: Peter Maser, Die Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen, in: Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Ein Handbuch, Bd. 3, hg. von G. Besier und E. Lessing, Leipzig 1999, S. 649-671 – Ders., Ein schwieriger Neuanfang: Die Evangelische Kirche der Union und die Vertriebenen, in: BOKG 3 (1999), S. 9-26 – Peter Paul Nahm, Der kirchliche Mensch in der Vertreibung. Die sozialen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Wirkungen des Eingliederungsauftrags unter besonderer Berücksichtigung des kirchlichen und konfessionellen Bereichs, Wolfenbüttel, 3. Aufl. 1961 – Oskar Söhngen, Die Evangelische Kirche der (altpreußischen) Union und das Problem der Heimatvertriebenen. In: JSKG 54 (1975), S. 164-184 – Christian-Erdmann Schott, Die politische, kirchenpolitische und psychische Ausgangslage für die schlesische evangelisch-kirchliche Arbeit ab 1945, in: JSKG 73 (1994), S. 7-31.

5 Diese Unterlassung war der Hauptgrund für die Forderung der 68er-Bewegung, dass diese Thematik auf die Tagesordnung gesetzt wird.

6 Im Zeichen der Schuld. 40 Jahre Schuldbekennnis. Eine Dokumentation. Hg. von Martin Greschat mit einem Geleitwort von Wolfgang Huber, Neukirchen-Vluyn 1985.

angenommen worden. Man hat die Katastrophe zwar durchaus unterschiedlich erlebt – als Zusammenbruch, als Befreiung, als gerade noch Davongekommene – die christlich-geistliche Dimension wurde aber eher randständig artikuliert. Allgemein vorherrschend war demgegenüber der Wille in den Menschen, die Katastrophe praktisch zu bewältigen, das heißt, alles zu tun, um nicht untergehen zu müssen, um weiterleben und aufbauen zu können. Dieser praktisch-tathafte Überlebenswille war die verbreitetste Einstellung unter den Deutschen, durchaus unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession.⁷

Auch das Drama von Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus dem Osten Deutschlands und Europas, die Abtrennung von einem Viertel des deutschen Reichsgebietes und die ungeheure Not der davon direkt Betroffenen etwa 12 Millionen Menschen hat bei der überwiegenden Mehrheit der Heimatverbliebenen, auch unter den evangelischen Kirchenmitgliedern, keine aus der Tiefe des Herzens und des Glaubens herauswachsende solidarische Anteilnahme ausgelöst – gemäß dem Wort des Apostels Paulus: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit“ (I Kor 12, 26). Die Regel war vielmehr, dass die Nichtvertriebenen sich eher abgrenzend und abweisend gegenüber den Zudringlingen aus dem Osten verhielten und deren Elend gerade nicht als Teil des eigentlich allen auferlegten gesamtdeutschen und gesamtkirchlichen Schicksals verstanden. Die Ostdeutschen und die Deutschen aus Osteuropa mussten es ausbaden. Sie hatte es getroffen. Die übrigen wollten damit möglichst wenig zu tun haben. Dass sie selbst auch manches durchgemacht hatten, vielfältig belastet waren und sich vielleicht auch seelisch und geistlich überfordert fühlten, muss ihnen zugute gehalten werden. Tatsache ist, dass es zu einer geistlichen Öffnung, zu einem Willkommen für die ostdeutschen Ausprägungen evangelischer Frömmigkeit in den aufnehmenden Kirchen nur selten gekommen ist. Im Allgemeinen wurde von den Vertriebenen erwartet, dass sie sich mehr oder weniger klaglos in die bestehenden Verhältnisse einfügen. Und das nicht nur im Protestantismus. In der katholischen Kirche sind die Dinge in diesem Punkte nicht viel anders gelaufen.⁸

7 Armin Boyens, Martin Greschat, Rudolph v. Thadden, und Paolo Pombeni, Kirchen in der Nachkriegszeit. Vier zeitgeschichtliche Beiträge. Göttingen 1979.

8 Christian-Erdmann Schott, Unterschiede und Gemeinsamkeiten der katholischen und evangelischen Heimatvertriebenenarbeit unter den Schlesiern ab 1945, in: Joachim Köhler/Rainer Bendel (Hg.), Geschichte des christlichen Lebens im schlesischen Raum, Teilband I,2 Münster 2002, S. 823-842 - Christoph Holzapfel/Gabriele Vogt, Durch den gemeinsamen Glauben eine neue Heimat finden. (Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte Bd. 13), Münster 2002.

Unabgesprochen, aber durchaus wirkungsvoll, korrespondierte die Stimmung in der Bevölkerung mit den Absichten der Besatzungsmächte wie auch mit den Zielen der evangelischen Kirchenleitungen. Die Besatzungsmächte verlangten übereinstimmend in der sowjetischen wie in den westlichen Besatzungszonen die möglichst rasche und geräuschlose Eingliederung der Vertriebenen in die jeweilige Bevölkerung. Die Berücksichtigung kultureller oder konfessioneller Eigenheiten oder gar Maßnahmen zu ihrer Pflege und Bewahrung waren dabei nicht vorgesehen. Die Flüchtlinge und Vertriebenen sollten so schnell und so unauffällig wie möglich in der übrigen deutschen Bevölkerung aufgehen.

In der Praxis nicht so hart verfolgten die Leitungen der evangelischen Landeskirchen in der Tendenz das gleiche Ziel. Sie verstanden sich in ihrem Bereich als die allein zuständigen Ansprechpartner und Verantwortungsträger für die Eingliederung der zu ihnen gekommenen Vertriebenen. Die rechtliche Grundlage dafür hatte die Kirchenführerkonferenz in Treysa im August 1945 geschaffen. Dort war festgelegt worden: „Die Hilfeleistung soll grundsätzlich zunächst durch die Landeskirchen erfolgen, in deren Bereich Ihr untergekommen seid“.⁹ Dazu erklärt Hartmut Rudolph: „Die aus den Notorganen der Bekennenden Kirche hervorgegangenen Kirchenleitungen wollten nicht die kirchliche Einheit gefährdet sehen, die sie im Kirchenkampf über die Grenzen reformatorischer Konfessionsunterschiede hinweg erfahren hatten. So stießen die Vertreter der zerstreuten Ostkirchen hier wie dort auf das jeweils wohl begründete *cuius regio, eius religio*“.¹⁰

Die Behauptung des Territorialprinzips zeigte bald ihre Zwiesgesichtigkeit. Auf der einen Seite arbeiteten die Landeskirchen höchst effektiv. Für die vielen vakanten Pfarrstellen, deren Inhaber gefallen oder vermisst waren, für den während des Krieges fast völlig ausgebliebenen Nachwuchs auch an Organisten, Küstern, Kirchenvorständen und anderen Laienmitarbeitern wurden kompetente Menschen gebraucht. Umgekehrt waren die Vertriebenen dankbar, wenn sie in Arbeit und Brot kamen, auch wenn die Einstellungsbedingungen gegenüber den Einheimischen in den ersten Jahren in der Regel deutliche Benachteiligungen aufwiesen.

Hier das Beispiel Württemberg: Am Ende des Zweiten Weltkrieges hatte die Landeskirche zu beklagen: „104 gefallene und 29 vermisste ständige Pfarrer, 88 gefallene und 17 vermisste unständige Geistliche und 142 gefallene und 25 vermisste

9 Fritz Söhlmann (Hg.), Treysa 1945. Die Konferenz der evangelischen Kirchenführer 27.-31. August 1945. Lüneburg 1946, S. 95 – Auch: Annemarie Smith-von-Osten, von Treysa 1945 bis Eisenach 1948. Zur Geschichte der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland, Göttingen 1980.

10 Hartmut Rudolph (wie Anm. 2), Bd. I, S. 207.

Theologiestudenten. Die dadurch bedingte Unterversorgung der Gemeinden konnte durch die mit den Vertriebenen und Flüchtlingen einströmenden Pfarrer wenigstens zum Teil ausgeglichen werden. Diese Pfarrer kamen aus über 20 verschiedenen Landschaften, davon 60 aus Schlesien, 39 aus Ostpreußen, 17 aus Pommern, 31 aus der CSR und 17 aus Polen. Insgesamt waren es 274 Pfarrer, die bis 1953 in Württemberg neu Fuß fassten. Sie wurden zunächst als unständige Pfarrer eingestellt...“¹¹

Auf der anderen Seite hatten die Vertriebenen kaum Chancen, ihre kirchliche Identität prägend und gestaltend einzubringen. In den lutherischen Landeskirchen wurde selbstverständlich erwartet, dass sie ihre bisherige Zugehörigkeit zur Altpreußischen Union (APU) zugunsten des Luthertums aufgeben. Ebenso wurde erwartet, dass die Dazugekommenen sich an die vorherrschenden Formen des Gottesdienstes gewöhnen. Ob den Vertriebenen Mitsprachemöglichkeiten bei der Gestaltung des kirchlichen Lebens eingeräumt wurden, hing ausschließlich von der Leitung der jeweiligen Landeskirche ab. Dazu erklärte der Konvent pommerscher Pfarrer in seiner Eingabe an den Rat der EKD: „Sollen denn beim Neubau der EKD die Ostflüchtlinge und damit weithin gerade kirchlich lebendige und unter einem harten Schicksal bewährte Kräfte draußen bleiben? Die EKD muss um ihrer selbst willen dafür sorgen, dass die Ostflüchtlinge nicht nur Objekte des Handelns anderer Kirchen bleiben, – womit dann Millionen treuer Christen entmündigt sind – , sondern dass die Ostflüchtlinge auf jeder Stufe des kirchlichen Aufbaus ihre Verantwortung betätigen können und in jeder kirchlichen Körperschaft entsprechend ihrer Zahl Sitze und Stimme haben, sei es durch Wahl, sei es durch Berufung.“¹²

Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, dass die Ostvertriebenen keine Einheit darstellten. Das eben herangezogene Beispiel aus Württemberg zeigt einen Teil der Vielfalt, die hier herrschte. Diese sehr große Spannbreite von Traditionen, aus denen die Vertriebenen kamen, – von Siebenbürgen über Ungarn und Jugoslawien, den Sudeten und Polen bis zu den untereinander auch wieder sehr unterschiedlich geprägten deutschen Ostprovinzen – schwächte ihre Position und stärkte gleichzeitig die Durchsetzungskraft der Landeskirchen.

Nimmt man das alles zusammen, wird man aus heutiger Sicht sagen müssen, dass es eine Alternative zu dem Weg, den der Protestantismus in der Frage der Aufnahme der Ostvertriebenen damals eingeschlagen hat,

11 Paul Gerhard Eberlein, Spuren und Wirkungen von evangelischen Vertriebenen aus Schlesien in Württemberg in 50 Jahren. In: Christian-Erdmann Schott (Hg.), Spuren und Wirkungen der schlesischen evangelischen Kirche im Nachkriegsdeutschland, Würzburg 2000, S. 153.

12 Zitiert bei H. Rudolph (wie Anm. 2), Bd. I, S. 197. Die Erklärung stammt vom Juli 1947.

nicht gegeben hat. Als hypothetische Alternativen wären in Frage gekommen – einmal die Gründung von selbstständigen Flüchtlingskirchen neben und in Konkurrenz zu den Landeskirchen. Die Diskussion, die zu diesem Thema geführt wurde, zeigt, dass dieser Gedanke nicht realistisch gewesen ist.¹³ Die andere hypothetische Möglichkeit wäre in der Stärkung der EKD bei gleichzeitiger Teilentmachtung der Landeskirchen zu sehen gewesen. Diese Möglichkeit ist damals mit der Gründung des Hilfswerks und der Einrichtung des Ostkirchenausschusses am Horizont aufgeschimmert. Tatsächlich wäre sie angesichts des massiven Wiedererstarkens der Landeskirchen, aber auch angesichts des von den politischen Verantwortungsträgern mehrheitlich favorisierten Ausbaus der Föderalstrukturen in der entstehenden westdeutschen Bundesrepublik nicht vermittelbar gewesen, ganz abgesehen von der Entwicklung in der katholischen Kirche, die in die gleiche territorialkirchliche Richtung ging.

Als zentraler Schwachpunkt des territorialkirchlichen Programms der Eingliederung sollte sich allerdings eine Frage erweisen, an die man angesichts der Not, die es unmittelbar zu lindern galt, zunächst nicht gedacht hatte, nämlich die Frage nach der Geschichte. Die geistlichen und kirchlichen PGrägungen der Vertriebenen wiesen zurück auf die lange segensreiche Geschichte des Protestantismus im Osten Deutschlands und Europas. Was wird aus dieser Geschichte? Durch die Vertreibung der Deutschen war sie weder ausgelöscht noch war sie von den neuen Bewohnern übernommen. Wer aber nahm sich dieser Geschichte an? Wer war für dieses Erbe zuständig?

II. DIE FRAGE NACH DEN ERBEN

In der Konsequenz der territorialkirchlichen Verortung der Integration lag es, dass sich die einzelnen Landeskirchen für die Herkunftsländer und für die Geschichte der Vertriebenen insgesamt nicht verantwortlich wussten. Mit Recht sahen sie darin eine Gemeinschaftsaufgabe, die von der EKD wahrgenommen werden sollte. Ausnahmen bildeten lediglich die Leitungen von Landeskirchen in Grenzgebieten wie Pommern (Greifswald) oder in der Oberlausitz (Görlitz), die sich noch lange für die Evangelischen in ihren ehemaligen Kirchengebieten geistlich verantwortlich gewusst haben. Mit der Gründung des Ostkircheninstitutes in Münster im Jahr 1975 hat die EKD beispielhaft gezeigt, dass sie diese Verantwortung sieht und tatsächlich wahrnehmen will.

13 Ebd., S. 192-195.

In ihrem eigenen Bereich haben sich die Landeskirchen dagegen durchaus für die Pflege von kirchlichen Traditionen, die den Vertriebenen wichtig waren, geöffnet. Flüchtlingsgottesdienste, in der heimatlichen Liturgie durch Flüchtlingspfarrer gehalten, wurden zugelassen, später sogar als Bereicherung des kirchlichen Angebotes angesehen. Maßstab für die Zulassung oder gar Übernahme ostkirchlicher Traditionen war letztlich der eigene Nutzen. Wenn die aufnehmenden Kirchen erkannten, dass sie eine Tradition brauchen und ohne Schwierigkeiten in ihre Strukturen einbauen können, haben sie sie übernommen. Als Beispiel kann hier auf den Gottesdienst am Heiligen Abend verwiesen werden, den man in Württemberg bis 1945 nicht kannte. Die Vertriebenen haben ihn so massiv gefordert, dass er eingerichtet wurde und heute landeskirchenweit, zum Teil mehrfach wiederholt, der bestbesuchte Gottesdienst im Jahr ist.¹⁴

Die im Prinzip gleiche Verfahrensweise zeigte sich bei der Aufnahme des ostkirchlichen Erbes in die beiden Gesangbücher, die seit Kriegsende eingeführt und in ganz Deutschland, auch während der Teilung, benutzt wurden. Beibehalten oder neu aufgenommen wurde, was gut war, was man brauchen konnte. Auf diese Weise fanden sich im Evangelischen Kirchengesangbuch (EKG), das von 1950 bis 1994 in Gebrauch war, von 394 Chorälen im Stammteil 81 allein aus Schlesien.¹⁵ Im Evangelischen Gesangbuch (EG), aus dem wir seit 1990 singen, sind die untergegangenen Ostkirchen in einer erstaunlichen Qualität und Quantität vertreten; was natürlich auch zeigt, welche geistlichen Kräfte es dort gegeben hat. Genannt werden sollen hier nur aus Ostpreußen die Dichter und Melodisten um Simon Dach (1605-1659) wie Valentin Thilo, Georg Werner, Heinrich Albert, Georg Weissel und Georg Neumark, von dem das Lied „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ gedichtet und komponiert wurde; aus Pommern Elisabeth und Caspar Cruziger, Jakob Fabricius, Johann Freder, Ernst Moritz Arndt; von den „Böhmischen Brüdern“ Jan Hus, Nikolaus Herman, Johann Leisentrit, Siegmund von Birken und, mit zehn Bearbeitungen, Michael Weisse, der in Neisse geboren wurde, in Breslau Franziskanermönch gewesen war, ehe er sich den Böhmischen Brüdern zuwandte und das erste deutschsprachige Gesangbuch der Reformationszeit herausbrachte. Von den Schlesiern¹⁶ sollen hier nur Jochen Klepper mit 13, Jo-

14 Paul Gerhard Eberlein (wie Anm. 11), S. 154.

15 Paul Liepelt, Der Beitrag Schlesiens am Evangelischen Kirchengesangbuch. In: JSKG 38 (1959), S. 7-36.

16 Christian-Erdmann Schott, Schlesiens Beitrag zum evangelischen Gesangbuch. In: Schlesien. Kunst, Wissenschaft, Volkskunde. Eine Vierteljahresschrift Jg. 39, 1994, S. 168-172.

hann Heermann mit neun, Benjamin Schmolck mit fünf und Johannes Scheffler – Angelus Silesius mit vier Texten genannt werden. Durch die biographischen Angaben, die zu jedem Dichter und Komponisten gemacht werden, wird der Beitrag der Deutschen aus dem Osten auch für historisch weniger Gebildete erkennbar.¹⁷

Die Selbstverständlichkeit, mit der hier ohne Vorurteile und Tabus mit dem geistig-geistlichen Erbe des ehemals deutschen Ostens umgegangen wurde, zeigt sich auch in der außergewöhnlichen Rezeptionsgeschichte von Theologen und christlichen Schriftstellern wie Caspar von Schwenckfeld, Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, Eva von Tiele-Winckler, Dietrich Bonhoeffer, Jochen Klepper oder Katharina Staritz, die mit ihren Biographien immer auch ein Stück Erinnerung an ihre Herkunft weitergeben.

Eine ganz andere Frage aber ist: Was ist aus dem nicht aufgenommenen Erbe der Vertriebenen geworden? Grundsätzlich wird man sagen müssen, dass das, was von und in den aufnehmenden Kirchen nicht gebraucht und rezipiert wurde, dem Vergessen übergeben gewesen wäre, - wenn sich nicht die Vertriebenen selbst für seine Pflege eingesetzt hätten. Das Wesentliche geschah hier seit den 1950er Jahren in den zwanzig Hilfskomitees und in den ostdeutschen Kirchengeschichtsvereinen. 1948 konstituierte sich die „Arbeitsgemeinschaft für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte“.¹⁸ 1953 begann der „Verein für Schlesische Kirchengeschichte“ mit der Herausgabe des ersten „Jahrbuches“ seit 1941 Mitglieder zu sammeln.¹⁹ 1961 wurde der „Verein für Ostdeutsche Kirchengeschichte“ gegründet²⁰, 1971 die „Arbeitsgemeinschaft Kirchengeschichte der Evangelischen Landeskirche Greifswald“.²¹

Die Pflege des heimatlichen Erbes hatte für die Vertriebenen eine identitätsstärkende und therapeutische Bedeutung. Die Kirchentage der zerstreuten Ostkirchen boten den geeigneten Rahmen, um sich wiederzuse-

17 Ders., „So nimm denn meine Hände“. Der Beitrag Ostdeutschlands zum neuen „Evangelischen Gesangbuch“. In: Kulturpolitische Korrespondenz (KK) Nr. 920 vom 5. Dezember 1994, S. 3-5.

18 Max-Ottokar Kunzendorf und Wolfgang G. Krogel, Arbeitsgemeinschaft für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte. In: Handbuch Deutsche Landeskirchengeschichte. Im Auftrag des Arbeitskreises Deutsche Landeskirchengeschichte hg. von Dietrich Blaufuß, Neustadt/Aisch 1999, S. 39-48, hier 42.

19 Christian-Erdmann Schott, Verein für Schlesische Kirchengeschichte. In: Handbuch (wie Anm. 18), S. 183-198, hier S. 186.

20 Peter Maser, Verein für Ostdeutsche Kirchengeschichte. In: Handbuch (wie Anm. 18), S. 103-104.

21 Norbert Buske, Arbeitsgemeinschaft für pommersche Kirchengeschichte e.V. In: Handbuch (wie Anm. 18), S. 109-128, hier S. 116.

hen, gemeinsam Gottesdienst zu feiern, von der alten Heimat zu sprechen, in Vorträgen und Lesungen ihre Geschichte zu pflegen, die neueste Literatur kennenzulernen und sich über die Entwicklung in den Vertreibungsgebieten unterrichten zu lassen. Für die Vertriebenen waren diese Treffen wichtig.²² Es ließ sich aber nicht übersehen, dass sie von den Landeskirchen immer weniger beachtet und gefördert wurden. Mit dem Erscheinen der Ostdenkschrift im Jahr 1965 war für die meisten Landeskirchen die Vertriebenenproblematik endgültig erledigt und eine besondere kirchliche Vertriebenenarbeit eigentlich überflüssig.

In dieser Situation griff Propst Eberhard Schwarz (1917-1990) für die evangelischen Schlesier, bald aber ausgeweitet auf alle Ostkirchen, das Thema Geschichte auf. 1963 hielt er einen programmatischen Vortrag zu der Frage: „Schlesien. Versinkende Erinnerung oder verpflichtendes Erbe?“²³ Schon dieser Titel zeigt, dass Schwarz für die Bewahrung und Weitergabe der ostkirchlichen Geschichte keine Zukunft sah, wenn sich die Landeskirchen verweigern und die kirchliche Vertriebenenarbeit weiter ins Abseits gedrängt wird. Gegen diese Entwicklung bringt Schwarz den Begriff des „Erbes“ ins Spiel.

Entwickelt hatte ihn der Philosoph, Soziologe und Universalhistoriker Hans Freyer (1887-1969), der in seiner zweibändigen „Weltgeschichte Europas“ (1948) die Geschichte als Erbe, das heißt als Teil unseres Geschickes verstanden hatte. „*Ein Erbe ist ein Faktum, ... nicht zu verändern, sondern nur hinzunehmen. Die Macht des Erbes, seine Last, aber auch seine Würde beruhen auf dieser seiner Faktizität*“.²⁴ Die Auseinandersetzung mit dem Erbe ist jeder Generation neu aufgegeben. Sie muss gewollt und in freier Entscheidung vollzogen werden. Die überkommenen „*Tatsachen ruhen alle in der Hand des nachkommenden Lebens und sind selbst Leben, sind anvertraute Geheimnisse, sind Erbe, das den Erben sucht*“.²⁵ Schwarz zieht die Konsequenz und schließt seinen Vortrag mit den Worten: „Das Erbe Schlesiens sucht den Erben, der es auf sich nimmt“.²⁶

Ein Jahr später, 1964, hielt Schwarz den Vortrag „Das Vermächtnis der evangelischen Kirchen Ostdeutschlands“. Er stellt die Frage: „Ist der Protestantismus in Deutschland bereit, das Erbe der zerstreuten evangelischen

22 Werner Huch, 40 Jahre kirchliche Vertriebenenarbeit. In: JSKG 73 (1994), S. 165-182.

23 Ulm 1963, 20 S.

24 Eberhard Schwarz, Das Vermächtnis der evangelischen Kirchen Ostdeutschlands, 2. Aufl. 1966, Zitat S. 21.

25 Ebd., S. 22.

26 Eberhard Schwarz (wie Anm. 23), S. 20.

Kirchen des Ostens auch als sein Erbe anzuerkennen?“²⁷ Seine Antwort ist ernüchternd: *„Wir kommen nicht umbin, festzustellen, dass sich die einzelnen Landeskirchen nach Behebung der äußersten Not im wesentlichen damit begnügt haben, die ‚Eingliederung‘ der evangelischen Gemeindeglieder und Amtsträger aus dem Osten zu vollziehen. Das soll nicht undankbar klingen, denn wir wissen, wieviel an diakonischer Hilfe, auch an Seelsorge in den Lagern und Gemeinden, sowie an Bemühungen für eine kirchliche Neubeheimatung geschehen ist. Aber insgesamt haben sie sich allmählich dabei beruhigt, dass die aufgetretenen Schwierigkeiten überwunden werden konnten. Im übrigen aber muss man den Eindruck gewinnen, als seien die Fragen des Ostprotestantismus mehr oder weniger zu Spezialfragen geworden, die den Interessenten überlassen bleiben, d. h. praktisch den aus dem Osten stammenden Männern der Kirche. Für viele Kirchenleitungen scheinen die Fragen mit der sogenannten Eingliederung abgeschlossen und erledigt. Die geistliche Versorgung war in den Aufnahmegemeinden sichergestellt. Was bedurfte es da noch der Pflege des kirchlichen Erbes aus dem Osten...“*²⁸

Rückblickend wird man erkennen müssen, dass der Appell von Schwarz nichts gebracht hat. Aber – woran lag das? Waren die Landeskirchen wirklich so uneinsichtig und uninteressiert? Und weiter: Müsste diese Frage nicht auch den Vertriebenen gestellt werden? Wenn die Hilfskomitees überzeugend dargelegt hätten, warum ostdeutsches Erbe ganz oder in Teilen bewahrt werden muss, wäre es übernommen worden. Diese überzeugende Offensive ist von den Hilfskomitees nicht ausgegangen. Die von den Vertriebenen in den 1970er Jahren herausgegebene Reihe „Die Unverlierbarkeit evangelischen Kirchentums aus dem Osten“ war sicher gut gemeint, aber viel zu binnensorientiert und ohne Biss. Warum das evangelische Kirchtum aus dem Osten unverlierbar ist, wird nicht deutlich. Die Landeskirchen haben das, was sie brauchen konnten, – wie oben gezeigt – durchaus gern übernommen. Was sollten sie noch übernehmen und wozu? Ein Erbe – um in diesem Bild zu bleiben – muss zum Lebenskonzept des Erben passen. Seine Annahme muss zumindest längerfristig Sinn machen. Ist das nicht der Fall, nützt auch eine noch so gut gemeinte Traditionspflege nichts.

Um ein Beispiel zu nennen: Die christliche (evangelische) Studentenverbindung Wingolf hat bei der Gründung ihres Mainzer Zweiges am 21. Februar 1949 die Tradition des Breslauer Wingolf übernommen. Damit die Breslauer Tradition auch erkennbar bleibt, richtete man die Institution eines „Breslauer Traditionschargierten“ ein. Seitdem gibt es in jedem Se-

27 Ders. (wie Anm. 24), S. 25.

28 Eberhard Schwarz (wie Anm. 24), S. 25 f.

mester einen Studenten, der diese Funktion übernimmt.²⁹ Da aber seit Jahrzehnten keinerlei Verbindungen zu Breslau bestehen, die ehemaligen Breslauer Studenten aussterben und kaum jemand unter den jungen Leuten etwas von Breslau weiß, wird diese Tradition zwar weiter hochgehalten, aber nicht mehr verstanden. Im Grunde ist sie tot.

Traditionen, Geschichte, Symbole, die nicht ins Leben eingebunden werden, sind sterbendes Erbe. Die grundsätzliche Frage an die Vertriebenen aber bleibt: Wie hätten die Landeskirchen die ostdeutsche Kirchengeschichte, für die sich längerfristig vital kaum jemand interessiert, pflegen sollen?

III. NEUE PERSPEKTIVEN SEIT DER WENDE 1989/90

Die Jahre vor der politischen Wende waren auf nahezu allen Gebieten, auch in der kirchlichen Vertriebenenarbeit, durch Stagnation gekennzeichnet. Die Hilfskomitees, aus dem allgemeinen öffentlichen und kirchlichen Wohlwollen ausgegrenzt, hatten mit Überalterung und fehlenden Zukunftsperspektiven zu kämpfen. Von den Landeskirchen und der EKD wurden sie eigentlich nur noch geduldet. Das alles änderte sich mit der Wende 1989/90. Es kam eine Bewegung in die Szene, die vorher kaum noch möglich schien – und zwar in drei Bereichen:

1. KIRCHLICHE VERTRIEBENENARBEIT

Zum einen ergaben sich für die kirchliche Vertriebenenarbeit neue Möglichkeiten in der untergegangenen DDR, die jedoch nur von den Schlesiern wirklich genutzt wurden. Die „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V.“ zum Beispiel gründete ab 1992 in Dessau für die anhaltische Kirche, in Neinstedt für die Kirchenprovinz Sachsen und in Altenburg für die Evangelisch-Lutherische Kirche Thüringens neue Landesarbeitsgemeinschaften (LAG). Es zeigte sich, dass es dem SED-Staat trotz jahrzehntelanger Unterdrückung nicht bei allen Menschen gelungen war, die Erinnerung an die alten Heimatgebiete auszulöschen. Das Bedürfnis, über diesen Teil ihres Lebens zu sprechen und sich mit anderen darüber auszutauschen, aber auch die noch aus der Kindheit vertrauten Formen des Gottesdienstes wieder zu erleben, war unübersehbar. Allerdings konnten neue Arbeitsgemeinschaften nur dort ins Leben gerufen werden, wo

²⁹ Christian-Erdmann Schott, Gonsenheim – Heimat studentischer Verbindungen. In: Gonsenheimer Jahrbuch, hg. vom Heimat- und Geschichtsverein Mainz-Gonsenheim e. V., 9. Jg. 2002, S. 85-98, hier S. 92-93.

engagierte Pfarrer oder Diakone sich dafür einsetzten und die Sache in die Hand nahmen.³⁰ Die Landeskirchen haben diese Aktivitäten stärker unterstützt, als wir es von den westdeutschen Kirchen gewöhnt waren. In der extremen Unkirchlichkeit, die das DDR-Regime in der Bevölkerung hinterlassen hatte, sahen sie in der kirchlichen Vertriebenenarbeit Chancen für eine Belebung des geistlichen Lebens.

Der „Verein für Schlesische Kirchengeschichte e.V.“ wurde vom Bischof der restschlesischen Kirche, Dr. Joachim Rogge (1929-2000), eingeladen, die Geschichte und Kirchengeschichte Schlesiens im Görlitzer Kirchengebiet wieder bekannt zu machen. 1991 konnte die erste Arbeitstagung des Vereins in Görlitz durchgeführt werden. Weitere folgten. Dabei zeigte sich allerdings, dass das Interesse des Bischofs und das Interesse besonders der mittleren Generation von Pfarrern, Lehrern oder Kirchengemeinderäten erheblich auseinander lagen. Die Folgen des Traditionsabbruches durch die DDR-Zeit sind bis heute nicht überwunden. Für den Verein bedeutet diese neue Aufgabe dennoch eine belebende Herausforderung. Die Pflege der schlesischen Kirchengeschichte bekam einen neuen Sinn.

2. NEUE MÖGLICHKEITEN IN DEN HERKUNFTSGEBIETEN

Unerwartet erreichten uns zum anderen aus Kirchen und Gemeinden der Herkunftsgebiete Signale eines erwachenden Interesses an der Kirchengeschichte der deutschen Zeit. Besonders ausgeprägt war dieses Interesse in den lutherischen Kirchen des Baltikums, Estland, Lettland, Litauen, in Siebenbürgen und in den polnischen Westgebieten. Von den im Konvent der zerstreuten evangelischen Ostkirchen zusammengeschlossenen Hilfskomitees wurden diese Anfragen mit hohem Einsatz, immer verbunden mit materieller und finanzieller Unterstützung, nach Möglichkeit befriedigt, zum Beispiel durch Besuche, Vorträge, Übergabe von Literatur, gemeinsame Gottesdienste und Kirchentage in der alten Heimat oder in der Bundesrepublik Deutschland. In der „Ostkirchlichen Information (OKI)“, herausgegeben vom Ostkirchenausschuss der EKD in den Jahren 1956-2000,³¹ und bei den Zusammenkünften des Konventes ist über diese Aktivitäten fortlaufend berichtet worden.

30 Ders., Zehn Jahre Gemeinschaft evangelischer Schlesier in den östlichen Bundesländern. In: Schlesischer Gottesfreund 53. Jg. 2002 Nr. 3, S. 39-43 und HCh 26 (2002), S. 133-144.

31 Ab Januar 2003 ist OKI als eMail-Ausgabe wiederbelebt. Herausgeber ist allerdings nicht mehr der aufgelöste Ostkirchenausschuss (OKA) der EKD, sondern der Konvent der zerstreuten evangelischen Ostkirchen e.V., der größtenteils die Aufgaben des OKA über-

Was Schlesien anbelangt, so waren es vor allem Ryszard Borski, Pfarrer an der deutschsprachigen St. Christophori-Gemeinde in Breslau, und Ryszard Bogusz, Bischof der Diözese Breslau der evangelisch-lutherischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Polen, die sich um Kontakte mit den evangelischen Schlesiern in Deutschland bemühten. Sehr wesentlich auf ihre Initiative ist zurückzuführen, dass 1999 eine Skulptur zur Erinnerung an Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) aufgestellt werden konnte, in seiner Geburtsstadt Breslau vor der St. Elisabethkirche. An der Enthüllung während eines ökumenischen Gottesdienstes hat die Bevölkerung starke Anteilnahme gezeigt und ihr Geschichtsbild deutlich erweitern können. Es wurde nämlich deutlich, dass es in der deutschen Vergangenheit nicht nur ein katholisches, sondern auch ein evangelisches Schlesien und auch nicht nur Nazis, sondern auch einen antinationalsozialistischen Widerstand gegeben hat. Im Jahr 2001 ist dann ebenfalls in Breslau, in der Maria-Magdalenen-Kirche, im Rahmen einer ökumenischen Feierstunde eine zweisprachige deutsch-polnische Gedenktafel für die ehemalige Stadtvikarin und Widerstandskämpferin Katharina Staritz (1903-1953) angebracht worden.

Die kleine polnische lutherische Kirche knüpft bewusst an die deutsche Kirchengeschichte an und zieht aus diesen Wurzeln Kräfte. Als weitere Beispiele sei hier nur an die Friedenskirchen in Schweidnitz und Jauer, an die Kirche Unserer lieben Frauen in Liegnitz oder an die Hofkirche in Breslau erinnert. Die polnischen Lutheraner sind mit diesem Erbe und seiner Pflege überfordert. Aber sie geben es nicht auf, weil sie seine Bedeutung nicht allein für sich, sondern letztlich für den Gesamtprotestantismus erkannt haben.

In dieser Linie lag die Einladung von Bischof Bogusz an den „Verein für Schlesische Kirchengeschichte“, seine Arbeitstagung im Jahr 2000 in Breslau durchzuführen. Wir haben sie angenommen und sind nach Breslau gefahren. Aus Deutschland waren achtzig, aus Polen sechzig Interessierte gekommen. Die Vorträge wurden in der Aula Leopoldina der Universität gehalten. Als Vorsitzender des eingeladenen Vereins hatte ich den Eröffnungsvortrag zu halten. Aus der Einleitung möchte ich hier zitieren: *„Die Veranstaltung, die wir heute miterleben, ist in zweifacher Hinsicht bedeutsam: Sie ist auf der einen Seite Teil des Rahmenprogramms zur Tausend-Jahr-Feier des Bistums Breslau. Dass dabei auch Protestanten die Stimme erheben und an ihre fünfhundertjährige Geschichte in Schlesien erinnern dürfen, ist ein Zeichen ökumenischer Gesinnung,*

nommen hat, in Verbindung mit dem Ostkirchen-Institut der Universität Münster. Die Redaktion hat wiederum Malwine Maser übernommen. Die eMail-Adresse lautet: Peter.Maser@T-Online.de.

für das wir dankbar sind.... Auf der anderen Seite liegt die Bedeutung dieses Tages darin, dass polnische Schlesier dieses Fest zusammen mit deutschen Schlesiern feiern. Wir sind gern hierher gekommen. Die hohe Beteiligung zeigt es. Sie macht deutlich, dass die Verständigung zwischen Polen und Deutschen auf beiden Seiten auf einem sehr erfreulichen Weg ist und – so erhoffen wir es – auch durch diese Tagung einen neuen positiven Impuls erhält. Dabei darf ich daran erinnern, dass in Breslau im Oktober des Jahres 1940 die letzte Arbeitstagung des ‚Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e.V.‘ stattgefunden hat. Im Oktober sechzig Jahre später kommen wir wieder in Breslau zusammen, als Gäste. Für viele von uns ist das ein bewegendes Ereignis“.³²

Bischof Bogusz lud den Verein für 2001 wieder nach Breslau ein. Diese Tagung stand dann unter dem Thema „Die Kirchen in Schlesien während des Nationalsozialismus 1933-1945“.

Ähnliche Veranstaltungen hat es seit der Wende in zahlreichen kleineren Städten und Gemeinden, aber auch auf Dörfern gegeben. Seitdem die polnische Bevölkerung sicher sein kann, in Schlesien bleiben zu dürfen, ist sie an der Geschichte der Deutschen und an einer stärkeren Zusammenarbeit mit den Vertriebenen interessiert.

3. VERHÄLTNIS EKD – HILFSKOMITEES

Mit der Wende von 1989/90 kam schließlich auch in das Verhältnis EKD – Hilfskomitees Bewegung. Der Rat der EKD erkannte, dass es auf die Dauer keine gute Sache ist, wenn der Ostkirchenausschuss und die Hilfskomitees in die Ecke abgedrängt bleiben.³³ Darum hat er 1992 die Bildung eines Beratungsausschusses beschlossen, der sich der gesamten Problematik Osteuropa zuwenden soll. 1995 erhielt dieser Ausschuss den Namen „Evangelische Kommission für Mittel- und Osteuropa“ (EKMOE). Sie sollte „ihren Mitgliedern helfen, die kirchlichen Partner in Mittel- und Osteuropa besser zu verstehen, eine Plattform für die Beratung der Erfahrungen und Aufgaben in der Europaarbeit bieten und die Voraussetzungen für ein möglichst einheitliches Handeln der Mitglieder schaffen“. Mitglieder sollten die Gliedkirchen der EKD, die Diakonischen und andere Werke sein, soweit sie in Mittel- und Osteuropa engagiert sind.

32 Christian-Erdmann Schott, Schlesiens Bedeutung für den europäischen Protestantismus. In: JSKG 80 (2001), S. 51-64, hier S. 51 – Ders., Fortwirken und Übernahme deutscher Kultur in Schlesien. In: Beiträge für ostdeutsche Kirchengeschichte (=BOKG), Folge 2, 1997, S. 29-43.

33 Ders., Neuordnung der Ostkirchenarbeit der EKD. In: Schlesischer Gottesfreund 51. Jg. Nr. 1, 2000, S. 8-10.

Am 15. März 1999 teilte der im Kirchenamt der EKD zuständige Oberkirchenrat Reiner Rinne den 16 noch arbeitenden Hilfskomitees mit, dass der Rat am 27. Januar 1999 beschlossen hat, sie zur Mitgliedschaft in der EKMOE einzuladen: „Diese Einladung des Rates respektiert die Selbstständigkeit der Hilfskomitees und bittet sie zugleich, ihre besonderen Erfahrungen und Aktivitäten in die Evangelische Kommission für Mittel- und Osteuropa einzubringen. Die EKMOE ist das Gremium, in dem sämtliche Osteuropa-Aktivitäten der EKD gebündelt werden und in dem auch die Stimme der Ostkirchenarbeit zu Gehör gebracht werden muss“. Die Hilfskomitees haben diese Einladung angenommen.

Die Überlegungen, die dafür bei den evangelischen Schlesiern ausschlaggebend waren, sind damals von mir so zusammengefasst worden:

I. Durch unsere Mitarbeit in der EKMOE ist es möglich, wie vom Rat der EKD beabsichtigt, unsere Erfahrungen und unsere Beziehungen in die Arbeit der EKMOE einfließen zu lassen, andererseits aber auch von den Erfahrungen anderer zu lernen, um gegebenenfalls in der Zukunft mit ihnen abgestimmt zusammenzuarbeiten.

II. Durch unsere Mitarbeit in der EKMOE würden wir aus dem unbeachteten Winkel, in den man uns gestellt hat oder stellen möchte, herauskommen. Die Mitglieder der EKMOE würden die Freude haben zu erkennen, dass wir weder Ewiggestrige noch Revanchisten sind, sondern schon für die europäisch-ökumenische Zukunft in der Kernregion Schlesien gearbeitet haben, als an die EKMOE noch gar nicht zu denken war. Auf diesen positiven Überraschungseffekt bei unseren neuen Freunden freuen wir uns jetzt schon ganz besonders.³⁴

Die Einführung der neu aufgenommenen Mitglieder des Konventes der zerstreuten evangelischen Ostkirchen in die EKMOE hat dann am 13. April 2000 in Hannover stattgefunden. Die Begrüßung durch die Mitglieder der EKMOE war durchaus freundlich.³⁵ Insgesamt war die Zusammenführung sinnvoll, auch wenn die Ostkirchenarbeit darüber hinaus bisher nicht viel von dieser Mitgliedschaft profitieren konnte. Zu einer abschließenden Bewertung dürfte es aber jetzt noch zu früh sein.

Als uneingeschränkt positiv kann dagegen die Arbeit des im Jahr 2000 konstituierten „Fachausschusses für kirchengeschichtliche Arbeit“ angesehen werden. Im Rahmen der EKMOE hat dieser Ausschuss wichtige Funktionen des aufgelösten Ostkirchenausschusses übernommen. Sein Arbeitsziel ist die Erforschung und Pflege der Kirchengeschichte in Mittel- und Osteuropa durch wissenschaftliche Tagungen und persönliche Begeg-

³⁴ Ebd., S. 10.

³⁵ Ders., Neues von der EKMOE. In: Schlesischer Gottesfreund, 52. Jg., 2001, S. 44-45.

nungen zu fördern und zu vernetzen. Zwei Tagungen mit dieser Zielsetzung hat es bereits gegeben: 2001 in Dziegielow in Polen mit dem Thema Diakonie³⁶ und 2002 in Prag mit dem Thema Pietismus³⁷. Für 2003 ist eine Tagung in Svätý Jur bei Bratislava/Slowakei „Kirchengeschichte in Lebensbildern“ geplant.

IV. EINIGE BEMERKUNGEN ZUM SCHLUSS

I. Zum geistig-geistlichen Erbe der Vertriebenen gehört auch der Schmerz über Vertreibung und Heimatverlust. Diese Mitgift hat als Trauma in manchen Fällen zu Verbitterung und lebenslangem Hass auf die Vertreiber geführt. Sie hat aber auch umgekehrt das persönlich-existentielle Interesse und den Willen zur Aussöhnung hervorgebracht. Für diese Aussöhnung mit sich selbst, mit der eigenen Lebensgeschichte, und den in der alten Heimat jetzt lebenden Menschen hat sich unabgesprochen eine letztlich ergreifende Bewegung unter den Vertriebenen gebildet; eine Bewegung, die alle Bildungsschichten erfasst. Bisher ist zusammenhängend kaum darüber geschrieben worden.³⁸ Auch ist die Bedeutung dieses Vorganges öffentlich noch nicht hinreichend bekannt und anerkannt. Aus diesem Grund hat der Kirchentag der „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V.“ am 30. Juni 2001 in Goslar beschlossen, eine Dokumentation „Brücken nach Polen. Berichte aus der Gemeinschaft evangelischer Schlesier“ herauszugeben. Aus der Einleitung dieses Buches darf ich hier zitieren:

„Insgesamt bemerkenswert scheint mir die positiv christliche, zukunftsorientierte Haltung der Verdasser. Wir alle wollen, dass aus dem Unrecht der Vergangenheit nicht neues Unrecht, sondern eine gute, auf Wahrheit, gegenseitige Achtung und Nächstenliebe gegründete Nachbarschaft zwischen unseren Völkern im gemeinsamen europäischen Haus entsteht. Darum ist es unsere Hoffnung, dass diese Bewegung unter den Vertriebenen und Nichtvertriebenen in beiden Völkern wahrgenommen wird und Mütäter findet. Bis zu einem durch die Vergangenheit nicht mehr belasteten Umgang miteinander ist auf beiden Seiten, bei Deutschen und Polen, noch ein weiter Weg zurückzu-

36 Ders., Der Nächste als das Nächstliegende. Diakonie im östlichen Europa. (Bericht von der EKD-Arbeitstagung vom 14.-18. Oktober 2001 in Dziegielow In: Kulturpolitische Korrespondenz (KK) Nr. 1139/1140 vom 10. November 2001, S. 11f und 467. – Die Vorträge und Diskussionen dieser Tagung sind veröffentlicht in: BOKG, Folge 5, 2002, S. 1-168.

37 Ein Tagungsband - BOKG Folge 6 – ist in Vorbereitung.

38 Ders., Vom Vertreibungstrauma zur Zusammenarbeit mit Polen. Fünfzig Jahre Schlesischer Kirchentag. In: JSKG 80, 2001, S. 1-18.

*legen und viel zu tun. Wir wollen diesen Weg weitergehen, so lange uns Gott die Kräfte gibt. Die Anfänge, von denen dieses Buch Zeugnis ablegt, sind gemacht“.*³⁹

II. Wir haben gesehen, dass das Erbe der Vertriebenen aus zwei Teilen besteht – den zurückgelassenen, ortsgebundenen Einrichtungen, Erinnerungsstätten, Kirchen in den Vertreibungsgebieten und den mitgenommenen Erinnerungen, dem mitgenommenen Wissen. Die Zukunft sehe ich darin, dass beide Teile zusammengeführt und unter dem gemeinsamen Dach des Protestantismus gepflegt und genutzt werden. Nationale Besitzansprüche und Komponenten müssen zurücktreten zugunsten der Stärkung des grenzüberschreitenden, gemeinsamen, protestantisch-evangelischen Profils im zusammenwachsenden Europa.

Wenn das geschieht, könnten die Vertriebenen Vorreiter einer Entwicklung werden, zu der die eingesessenen Landeskirchen noch Zeit brauchen. Dass diese hoffnungsvolle Perspektive nicht aus der Luft gegriffen ist, zeigt die Entwicklung in Mittel- und Osteuropa seit dem Zusammenbruch der kommunistischen Systeme. Hier erleben wir allenthalben die Bildung von Interessengemeinschaften, von Erbegemeinschaften: Ehemalige und gegenwärtige Bewohner dieser Länder finden zusammen, nicht um sich gegeneinander abzugrenzen, sondern um sich gemeinsam einzurichten in einer nach vorn weisenden, offenen, zukunftssträchtigen Geschichte – auch des Protestantismus.

III. Damit steht der Protestantismus in der Bundesrepublik Deutschland vor einer neuen Herausforderung, nämlich vor der Frage: Wer soll die deutsche Geschichte im Gespräch mit den gegenwärtigen Bewohnern der ehemals deutschen Ostgebiete in Zukunft vertreten? Wie wird es weitergehen, wenn die Historiker und Kirchenhistoriker, die ihre Wurzeln im Osten haben, in absehbarer Zeit aus Altersgründen ihre Arbeit einstellen? Wie können kompetente Gesprächspartner herangezogen werden, die die Geschichte des mittel- und osteuropäischen Protestantismus in unser Geschichtsbewusstsein und in das Geschichtsbewusstsein der heute dort Lebenden einbringen?

³⁹ Christian-Erdmann Schott (Hg.), *Brücken nach Polen. Berichte aus der Gemeinschaft evangelischer Schlesier*, Würzburg 2003. Das Zitat findet sich auf S. 16.